Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 19

Artikel: Reise nach Belgien in Kriegszeiten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636428

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fest in Langnau 1906 von den Frauen und Töchtern der verschiedenen Chöre getragen, sie ist leicht und billiger als ein Hut und kommt nicht aus der Mode. „Die Kappe" mit den Hängespitzen bildet eine andere Variante (Simmental). Gerade für Personen, die die Tracht bald tragen, bald wieder nicht, ist eine Kopfbedeckung, die nicht aus der Mode kommt, und deren Aufrüstung billig ist, von Wichtigkeit. Sie stünde, wie die Spitzenhaube, immer zur Verfügung. Zwei der Mode unterworfene Hüte sind zu teuer, einen Trachtenhut oder eine Spitzenhaube wird sich wohl jedes Mädchen, das die Tracht angeschafft, kaufen; es ist froh, eine Kopfbedeckung zu haben, die nicht veraltet. —

Aber jetzt Schluß, ich höre das Fuhrwerk kommen. Sie brauchen den langen Brief nicht zu sehen. Noch eins, kommt Ruedi auch nach Bern? Er hat mir von Thun aus dem Dienst eine schöne Karte geschickt. Grüße Deine Mutter freundlichst.

In treuer Freundschaft

Dein Anneli.

(Der obige Aufsatz ist in Form eines wunderhübschen Büchleins von der Bernischen Vereinigung für Heimatschutz herausgegeben worden und kann in jeder Buchhandlung gekauft werden. Zahlreiche Illustrationen, von denen wir oben einige veröffentlicht haben, schmücken das Büchlein.)

Reise nach Belgien in Kriegszeiten.*

Es wird in letzter Zeit so viel Wahres und Unwahres über das Leben Belgiens seit der Besetzung durch Deutschland geschrieben, daß der Unvertraute sich überhaupt kein klares Bild darüber machen kann, wie es eigentlich dort unten in jenem unglücklichen Land aussieht. Der Zweck dieser Zeilen soll sein, die Leser der „Berner Woche" darüber aufzuklären, und um dies zu tun, befleiße ich mich, nur Selbstgesehenes und Selbsterlebtes darzustellen und zwar so objektiv als nur immer möglich, wie es sich uns Schweizern zu Hause und in der Fremde geziemt.

Vor dem Kriege habe ich mich während acht Jahren in Belgien aufgehalten, und ich darf deshalb sagen, daß ich sowohl mit den Sprachen (flämisch und französisch) wie auch mit den Sitten des Volkes fast ebenso gut vertraut bin wie mit den unserigen. Als der Krieg losbrach, mußte ich mein Ränzlein schnüren, da ja das Vaterland seine Söhne in der Fremde zurückrief, und mit Stolz haben wir Schweizer in Belgien diesem Rufe Folge geleistet, obwohl dies in sehr vielen Fällen mit schweren Opfern verbunden war. Mir selbst hat dieser Ruf des Vaterlandes meine Stelle und noch vieles mehr gekostet, doch trage ich dieses Geschick leichten Herzens, weil das ja im Vergleich zu den vielen Kriegsopfern, die die Angehörigen anderer Länder leisten müssen, noch herzlich wenig ist.

Als die schweizerischen Militärbehörden schon vor Neujahr vielen Auslandschweizern Gelegenheit gaben, nach ihren Wohnorten zurückzukehren, versuchte auch ich, einen Urlaub zu erwirken, um mich nach meinen Interessen dort unten am viel umstrittenen Meeresstrande umzusehen. Dieser wurde mir auch bereitwilligst erteilt. Nicht so leicht ging es aber mit den nötigen Ausweisen. Da die deutschen Konsulate dorthin keine Pässe ausstellen dürfen, so war ich gezwungen, mich direkt nach Berlin zu wenden und nach vierwöchentlichem Warten erhielt ich den so ersehnten Paß, versehen mit meiner Photographie und verschiedenen Stempeln und unterzeichnet vom kommandierenden General eines Armeekorps.

Von Schaffhausen ging es über Singen, Donaueschingen durch die prächtige Schwarzwaldgegend von Triberg nach Offenburg am Rhein. Da mir diese Gegend noch unbekannt war, nahm ich mir vor, nur tagsüber zu reisen, um die Reise genußreicher zu gestalten. Am ersten Tage gelangte ich bis nach Mannheim. Am zweiten Tage fuhr ich über Mainz, Bingen, Koblenz, Köln bis Aachen, an die Türe Belgiens. In allen den obgenannten Städten wimmelte es von Militär, als ob sie nur so aus dem Boden wüchsen.

Auf einer Station sah ich einen deutschen Infanteristen auf Krücken heranhinken und da mein Coupé für ihn am schnellsten zu erreichen war, bestieg er dieses. Bei Laon, erzählte er, wurde ihm durch einen Granatsplitter das Wadenfleisch am rechten Bein bis auf den Knochen weggerissen. Nun hatte er schon fünf Monate im Spital gelegen und durfte jetzt nach Hause gehen. Als der Schaffner kam und den Mann im Wagen für Zivilpersonen sah, wurde der arme Kerl tüchtig angebrüllt und mußte wohl oder übel den Wagen verlassen und während der Fahrt in einen anderen hinüberhinken.

Am dritten Tage betrat ich nun nach kurzer Fahrt das vielbesprochene Belgien. Schon auf der Fahrt hieher begegnete mir allerlei Merkwürdiges. In Köln sah ich im Bahnhof ein Bataillon Infanterie, prächtige junge Truppen nach der Front verreisen. Jeder Soldat trug die neue schöne, feldgrüne Uniform (die deutschen Uniformen sind etwas grüner als unsere neuen Uniformen) und war mit einem Strauß frischer Blumen geschmückt; in den Laufmündungen ihrer Gewehre hatte ein jeder ein in deutschen Farben prangendes Fähnlein gesteckt. Als ich diese schönen Leute alle abziehen sah, drängte sich mir die bange Frage auf: Wie mancher von diesen wird wohl noch seinen heimatlichen Boden wiedersehen?

Während ich in Aachen auf dem Perron meiner Weiterbeförderung harrte, kam ein langer Zug gefahren, der mit lauter neuem Material, Armeefuhrwerken aller Art, Feldgeschützen und auch Haubitzen beladen war. Auch hier sah ich viel Militär, namentlich Offiziere und Unteroffiziere, von denen viele schon mit dem eisernen Kreuz geschmückt waren. Jeder Zug enthält neben einer ganzen Reihe von reservierten Wagen für Militär nur einige Wagen für Zivilpersonen. Die Regierung will so den Verkehr zwischen Militär und Zivilisten verhindern, weil die Spionage noch häufig betrieben wird.

In Herbesthal betritt man den belgischen Boden, und hier ist Zollrevision, die zwar gar nicht streng genommen wird; nur die Pässe werden gründlich kontrolliert. Hatte ich dies wohl der Photogrphie in meinem Paß zu verdanken, die mich als Schweizeroffizier zeigt, daß ich durchkomme, selbst ohne mein Reisegepäck zu öffnen? Es wäre mir ein Leichtes gewesen, französische Zeitungen wie „Journal" und „Matin" hinüberzuschmuggeln, die in Belgien sehr begehrte Artikel sind, und die in Brüssel das Stück zu Fr. 1.50 heimlich verkauft werden. Ich hatte aber mein Gepäck nach meinem Sinn mit Nützlicherem ausgefüllt und mich mit allerlei Proviant versehen, da ich glaubte, in Belgien herrsche Mangel an Nahrungsmitteln. Dem war aber nicht so; hierüber später.

Der Zug setzte sich nach Beendigung der Zollrevision in Gang und führte uns nun dem Innern Belgiens zu in der Richtung Verviers, Lüttich, Brüssel. Die mitfahrenden Zivilpersonen sind durchwegs Deutsche. Durch ihre Ge-

* Wir geben hier einer Einsendung Raum, die nicht als schriftstellerische Leistung gewertet werden will, aber just deshalb Vertrauen und Beachtung verdient, weil sie nicht von einem zünftigen Schriftsteller verfaßt ist im Gegensatz zu den zahlreichen Darstellungen über dieses Thema, die man in den Zeitungen liest, und die sehr oft schönfärberisch oder tendenziös auftragend die Wahrheit verschleiern.

spräche kann ich erfahren, daß einzelne davon schon früher in Belgien wohnten, andere aber zum ersten Mal hinfahren, wohl in der Hoffnung, sich eine Existenz zu gründen oder Geschäfte zu machen. Wir sind kaum einige Minuten gefahren, als uns ein Dorf zu Gesicht kommt, in welchem einige Häuserkomplexe zusammengeschossen sind. Hier fanden die ersten Kämpfe zwischen den Belgiern und den eindringenden Deutschen statt. Auch das die Gegend überragende Schloß ist ganz in Trümmer geschossen. Ein erhöhter Erdwall in der Nähe ist mit Kreuzen geschmückt, ein Massengrab, wo mehrere hundert Deutsche bestattet sind.

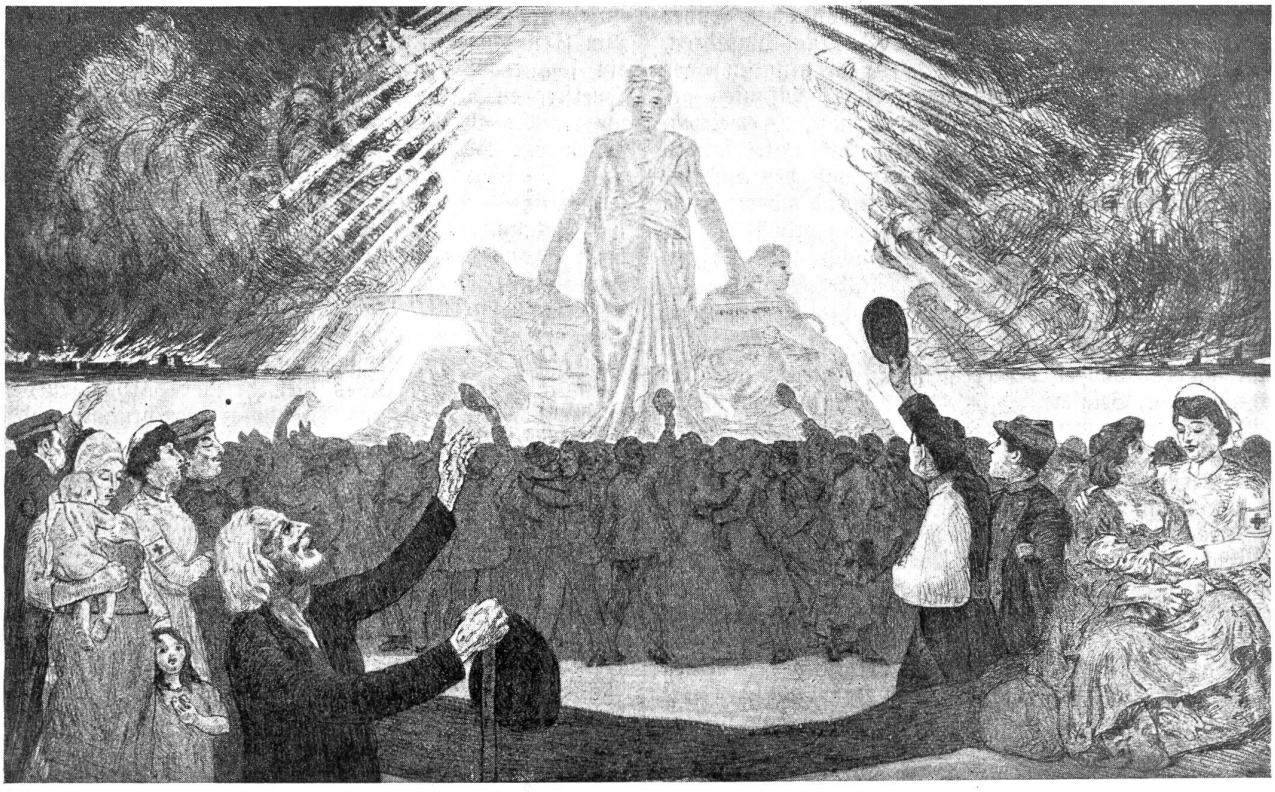
Hier schlängelt sich der Zug durch Tunnels, über Brücken und Abhänge, durch eine prächtige Gegend, die mich stark an unsere Schweizer-Hügelgegend erinnert, und die ja auch von den Belgiern „la petite Suisse" genannt wird. Diese ist aber noch wertvoller, denn sie enthält in ihrem Innern Schätze, die unserer lieben Schweiz ganz fehlen. Zwischen Verviers und Lüttich schmiegt sich eine Ortschaft an die andere an und unzählig sind die Fabrikkamine, die oft in beträchtliche Höhe ragen. Wir sind in der Gegend der zahlreichen Spinnereien und Webereien angelangt. Aber nirgends ein Anzeichen des Krieges. Wenn nicht alle 100 Meter an der Linie und jedenfalls vor jedem Tunnel und jeder Brücke eine Schildwache stände, könnte man vergessen, daß sich das Land im Kriegszustand befindet. Nur eines entgeht dem Beobachter nicht: Jeder Bahnhof hat seine Wache. Die Aufschriften wie z. B. „Verboten das Geleise zu überschreiten" usw. sind nur in deutscher Sprache angebracht. Auch da, wo der Name der Ortschaft zu ändern war, ist er geändert worden, wie z. B. Lüttich anstatt Liège, Löwen anstatt Louvain, Brüssel statt Bruxelles, Gent statt Gand und so noch viele. Von Bekannten ließ ich mir sagen, daß man in den Provinzen Flanderns z. B. in Ostende und Brügge (Bruges) schon die Straßennamen in Deutsch gesetzt und das Französische unterdrückt hat, so daß sie jetzt entweder nur deutsch oder flämisch und deutsch angegeben sind. Auffallend ist, wie fast überall die Drähte und Stellwerke, die den Eisenbahnschienen entlang laufen, vernichtet, d. h. zerrissen und umgeworfen sind, was von den Belgiern vor dem Verlassen ihrer Posten bewerkstelligt wurde; jetzt sind die Eisenbahnbeamten vom kleinsten Hülfsarbeiter bis zum Stationsvorstand wie auch das Zugspersonal deutsch. Auch das Rollmaterial ist zum größten Teil deutscher Herkunft; die Belgier haben ihr zahlreiches und gutes Lokomotivmaterial wie auch die meisten Wagen in Sicherheit gebracht. In allen Wagen sind an die Soldaten gerichtete Publikationen angeschlagen, die dieselben auf die Gefahren der Großstadt aufmerksam machen und dieselben davor warnen. Ich habe später in Brüssel erfahren, warum dies gemacht wird.

Lüttich ist immer noch die schöne Industriestadt, wie vor dem Kriege, und man kann von dem Bombardement vom Zuge aus nichts sehen. Die Festungen befinden sich in weitem Umkreise um die Stadt, so auch die zerschossenen Forts.

Bald aber kommt mir ein anderes Bild vor die Augen, das werde ich Zeit meines Lebens nicht mehr vergessen.

Vom Zuge aus sehen wir bald der Landstraße entlang einzelne Häuser und Bauerngehöfte, d. h. vielmehr deren Ruinen. Wir kommen nach Löwen! Diese Stadt ist wohl eine der unglücklichsten, die je auf der Erde von irgend einem Schrecken heimgesucht worden ist! Der Zufall wollte es, daß ein Wagen unseres Zuges, und zwar derjenige, in welchem ich mich befand, wegen Heißlaufens einer Achse ausgeschaltet werden mußte, und so konnten wir das Schreckensbild der Stadt Löwen so recht in uns aufnehmen. Wir mußten alle aussteigen und andere Wagen beziehen, und während einer Viertelstunde manövrierte unser Zug. Auf beiden Seiten der Bahnlinie standen kompakte Häuserreihen von vielen hundert Metern Länge. Heute stehen nur noch einzelne Ruinen und hie und da in halber Höhe ein zum Teil schwebender Balkon zeugen noch davon, daß hier ein schönes Bürgerwohnhaus gestanden hat. Durch die Querstraßen blickend, sieht man auf kilometerweite Entfernung nichts als Ruinen. Dann wie Inseln im Meere streben stellenweise Häusergruppen heraus, die verschont geblieben sind. So schaut auch der Giebel des viel besprochenen Rathauses aus den Trümmern heraus. Ich habe später in Gent die Bekanntschaft eines deutschen Soldaten gemacht, der beim Brand von Löwen dabei war und durch seine Erzählung konnte ich mir den ganzen Hergang vorstellen. Der Betreffende gehörte damals zu der Bahnhofwache in Löwen. Er erzählte mir, daß am Morgen, grad in dem Moment, als er zum Brunnen gehen wollte, um sich zu waschen, auf einmal heftiges Gewehrfeuer hörbar wurde. Er sei auf die Stadtseite des Bahnhofes zugesprungen und habe gesehen, wie ankommende deutsche Truppen gerade zu Schützenlinien auseinander flogen, während aus all den gegenüberliegenden Häusern auf sie geschossen wurde. Der vorausreitende Kommandant und ein anderer Offizier seien die ersten Opfer gewesen. Dies habe eine heftige Wut in den gereizten Soldatengemütern hervorgerufen! Wie Löwen müssen sie sich auf die Häuser gestürzt haben. Daß für die betreffenden Bewohner keine Rettung mehr war, ist begreiflich. Aber das schreckliche am Ganzen ist die Tatsache, daß so viele Unschuldige dabei herhalten mußten. Die Patrouillen, die die Stadt hierauf durchzogen, bezeichneten alle die Häuser, die angezündet werden und andere, die verschont werden sollten. Mit Handspritzen sei dann in die Häuser flüssiger Brennstoff eingegossen und dann angezündet worden. Das Feuer hatte noch weniger Erbarmen als die Menschen, und es ist eben auch manches Haus niedergebrannt, auf dem mit Kreide geschrieben war: „Ist zu verschonen" oder „Hier wohnen gute Leute". So wurden ganze Straßen, ganze Quartiere, wo tausende von Menschen wohnten, das Opfer des Feuers.

Wir kommen nach Brüssel. Der Nordbahnhof (der Hauptbahnhof der Metropole) macht im Vergleich zu Friedenszeiten einen kläglichen Eindruck. Der Zivilverkehr ist fast null, und das kommt davon her, daß jeder Belgier, der sich von einer Stadt nach einer anderen begeben will, sich zuerst einen Paß verschaffen und die Gründe und den Zweck seiner Reise angeben muß. Dies ist mit bedeutenden Kosten verbunden. Ein Freund, der mich eines Tages von Brüssel nach Gent begleitete, mußte für seinen Paß für hin und zurück 12 Fr. bezahlen. Dazu kommen noch die ansehnlichen Reisekosten. Der Kilometer in dritter Klasse kostet 10 Rp., in zweiter Klasse 15 Rp. und in erster Klasse 20 Rp. Die Strecke von Brüssel nach Gent ist über Termonde 61 Kilometer, von Gent nach Brüssel über Alost 55 Kilometer lang. (Die Züge fahren nämlich auf dem Hinwege auf der einen und auf dem Rückwege auf der andern Strecke). So kostet die Reise im ganzen Fr. 11.60 in dritter Klasse, dazu kommen noch Fr. 12.— Paßkosten, macht also zusammen Fr. 23.60 für eine Fahrt, die in gewöhnlichen Zeiten hin und zurück Fr. 3.45 kostet; Retourbillette gibt es keine! Auf dieser Strecke, einer Hauptader Belgiens, gibt es in jeder Richtung nur drei Züge täglich. Diese fahren sehr langsam und halten an jeder Station, so daß man für diese Fahrt anstatt eine Stunde drei Stunden braucht. Auch sind wir da in Wagen gefahren, wie man sie in der Schweiz bei der Eröffnung der Linie Zürich-Baden vielleicht gekannt hat! Beim Verlassen und Betreten jedes Bahnhofes muß man zuerst seinen Paß vorzeigen. Kein Wunder, daß die Reisenden zu zählen sind. Dafür wimmelt es überall von Militärpersonen, die einzeln und gruppenweise ihren Zielen nachstreben. Soldaten jeden Alters und mit den verschiedensten Bekleidungen kommen einem da zu Gesicht. Beim Verlassen des Bahnhofes suche ich meine Bekannten und Verwandten auf. Von ihnen vernehme ich die verschiedensten Aussagen über



Gastfreundschaft der Schweiz 1914—15. Nach einer Radierung von Jos. Züglister. (Siehe Kunstnotiz im zweiten Blatt).

die Besetzung Belgiens. Im ganzen genommen nimmt der Belgier diese nicht so schwer auf. Warum? Erstens hat der Belgier und namentlich derjenige der Metropole und von diesen auch wieder mehr die Wallonen ein leichtes Gemüt, das dem südlichen Typus nahe kommt. Zweitens aber, und das ist der Hauptgrund, hegt jeder Belgier die Hoffnung, daß in ganz kurzer Zeit seine Befreiung kommen wird. Er erzählt mit erregtem Gesichtsausdruck, daß bald die Stunde der Vergeltung schlagen wird. Sollte diese wirklich einmal eintreffen, dann wird sie meines Erachtens furchtbar sein. Man kann sich nicht vorstellen, wie der deutsche Ueberfall die Belgier empört und welche verborgene innere Wut er in dem sonst gutmütigen und lebensfrohen Menschen entfacht hat. Keine Tat und kein Vergehen würde ihnen im Falle der Revanche unerlaubt erscheinen. Inzwischen aber fügt sich der Belgier in sein Schicksal. Auch hindert ihn nichts, seinen Vergnügen nachzugehen. So sieht man die belgischen Cafés belebt wie in Friedenszeiten. Man spielt Karten und andere Spiele ganz wie früher. Hievon sind einige deutsche Cafés ausgeschlossen, die von den Belgiern so ziemlich boykottiert, dafür aber von den deutschen Soldaten besucht werden. Die einheimischen Bierbrauereien ziehen ihren Vorteil daraus, weil die Belgier nur noch belgisches Bier konsumieren. Die Kinematographen machen, wie mir einer der ersten Kinobesitzer von Brüssel versicherte, noch bessere Geschäfte als in Friedenszeiten. Anstatt den Besuchern neue Stücke vorzuführen, die bekanntlich viel Geld kosten, die aber jetzt nicht erhältlich sind, bringen sie alle alten Stücke aufs Tuch, die sie jahrelang in ihren Vorratskammern aufgestapelt hatten und die totes Kapital bildeten. Auch die verschiedenen Variété-Theater erfreuen sich regen Besuches. Sehr häufig sieht man in diesen und auch auf den Boulevards am Abend Soldaten und Unteroffiziere mit Damenbegleitung. Oft ist diese letztere zweideutiger Natur, und da kommen eben die Gefahren der Großstadt in Betracht. Cafés, in denen allerlei Dirnen ihr Wesen treiben, sind abends überfüllt von deutschen Soldaten, und die Folge davon ist das häufige Auftreten von Geschlechtskrankheiten bei den Soldaten, so daß die deutschen Behörden gezwungen waren, strenge Maßnahmen dagegen anzuwenden. (Schluß folgt.)

Tagebuchblatt.

Von Emil Schibli, Bern.

Und friedlos nahm der lange Tag ein Ende,
Wie oft mußt' ich den brünst'gen Schrei ersticken,
Den Schrei der durst'gen Seele nach Erquicken!
Wie drückten mich die engen Kerkerswände!

O, köstlich ist ein Weg zu grünen Auen!
Und köstlich ist ein freies Augenheben.
Mein Tag war Qual und Kampf nur um das Leben —
Mein Tag gab Haß und nahm mir das Vertrauen!

Dann kam die Nacht. Es kam die wundersame Stille.
Vom Glanz der Sterne wurden meine Augen trunken!
Aufschreiend bin ich in die Knie gesunken;
Bin ich dein Spielzeug, Geist und Gott? Bin ich dein Wille?